

ERSTES KAPITEL

Denise war zu Fuß vom Bahnhof Saint-Lazare gekommen, wo sie und ihre Brüder nach einer auf der harten Bank eines Wagens dritter Klasse verbrachten Nacht einem Zug aus Cherbourg entstiegen waren. Sie hielt P  p   an der Hand, und Jean folgte ihr, alle drei waren erschöpft von der Reise, verwirrt und wie verloren in dem riesigen Paris, blickten an den Häusern empor und fragten an jeder Straßenkreuzung nach der Rue de la Michodière, in der ihr Onkel Baudu wohnte. Doch als sie endlich auf die Place Gaillon gelangten, blieb das junge Mädchen plötzlich überrascht stehen. »Oh!« sagte sie. »Sich doch nur, Jean!«

Und wie angewurzelt standen sie da, eng aneinandergeschmiegt, ganz in Schwarz, da sie die alte, beim Tode ihres Vaters angeschaffte Trauerkleidung auftrugen. Denise, recht schwächlich für ihre zwanzig Jahre und von d  rftigem Aussehen, hatte ein leichtes Bündel im Arm, während sich ihr fünfjähriges Brüderchen an ihren anderen Arm gehängt hatte und ihr der große Bruder, in der blühenden Kraft seiner sechzehn Jahre, mit den Armen schlenkernd, über die Schulter sah.

»Weil   Gott«, fing sie nach einem Weilchen wieder an, »das ist einmal ein Laden!«

Es war ein Modewarenhaus an der Ecke der Rue de la Michodière und der Rue Neuve-Saint-Augustin, dessen Auslagen in dem milden und bleichen Licht des Oktobertages in lebhaften Tönen erstrahlten. Von der Kirche Saint-Roch schlug es acht Uhr, auf den Gehsteigen sah man einstweilen nur das Paris der Frühaufsteher: die Angestellten, die in ihre Büros gingen, und die Hausfrauen, die von Laden zu Laden liefen. Vor dem Eingang standen auf einer Stehleiter zwei Kommis und h  ngten noch Wollwaren aus, indes in einem Schaufenster an der Rue Neuve-Saint-Augustin ein anderer Kommiss kniete, den Rücken der Straße

zugewandt, und sorgfältig ein Stück blauen Seidenstoff in Falten legte. Drinnen im Laden, in dem noch keine Kunden waren und dessen Personal gerade erst eintraf, summte es wie in einem erwachenden Bienenstock.

»Alle Wetter«, sagte Jean, »da kann sich Valognes verkriechen. So schön war deiner nicht.«

Denise nickte. Sie hatte dort zwei Jahre bei Cornaille, dem ersten Modewarenhändler der Stadt, verbracht, und dieses Geschäft hier, das so plötzlich vor ihr aufgetaucht war, dieses für ihre Begriffe ungeheuer große Haus, verursachte ihr Beklemmungen, hielt sie in Bann und ließ sie vor Aufregung alles andere um sie herum vergessen. An der nach der Place Gaillon zu gelegenen stumpfen Ecke reichte die hohe, von oben bis unten verglaste Eingangstür zwischen verschlungenen, reich vergoldeten Ornamenten bis zum Zwischenstock. Zwei allegorische Figuren, zwei lächelnde Frauen, entrollten, den nackten Busen vorgestreckt, das Firmenschild »Paradies der Damen«. Dann zog sich die Rue de la Michodière und die Rue Neuve-Saint-Augustin entlang eine Reihe von tiefen Schaufenstern, sie nahmen außer dem Eckgebäude noch vier weitere Häuser, zwei links und zwei rechts von jenem, ein, die erst kürzlich hinzugekauft und eingerichtet worden waren. Das alles war, mit den Auslagen im Erdgeschoss und den Spiegelglasscheiben im Zwischenstock, hinter denen man das ganze Tun und Treiben in den Verkaufsräumen sah, in der perspektivischen Flucht von einer Weiträumigkeit, die dem jungen Mädchen unendlich vorkam. Oben spitzte ein in Seide gekleidetes Fräulein einen Bleistift an, während zwei andere neben ihr Samtmäntel auslegten.

»Paradies der Damen«, las Jean und lächelte dabei, wie ein Jüngling, der in Valognes bereits etwas mit einer Frau gehabt hatte. »Das ist nett, nicht? Das muss ja die Leute anziehen!«

Aber Denise stand noch immer ganz versunken vor der Auslage am Haupteingang. Dort gab es im Freien, bis auf den Bür-

gersteig hinaus, ganze Berge billiger Waren, die Verlockung zum Eintreten, die Gelegenheit zu wohlfeilen Einkäufen, die aus Vorübergehenden Kundinnen macht. Oben nahm es seinen Anfang. Bahnen von Wollstoffen und Tuchen, Merino, Cheviot, Molton, senkten sich, flatternd gleich Fahnen, vom Zwischenstock herab, und die neutralen Farbtöne, Schiefergrau, Marineblau, Olivgrün, wurden von den weißen Zetteln der Preisschilder unterbrochen. An den Seiten hingen, den Eingang rahmend, auf die gleiche Weise Fellstücke, schmale Streifen für Kleiderbesatz, das zarte Aschgrau der Fehrrücken, der reine Schnee der Schwanenfedern, unechter Hermelin und Marder aus dem Haarkleid der Kaninchen.

Unten gab es dann in Regalen und auf Tischen zwischen Stapeln von Stoffresten eine Überfülle von Wirkwaren, die zu Spottpreisen verkauft wurden, aus Wolle gestrickte Handschuhe und Busentücher, Kapuzen, Westen, eine ganze Auslage von Wintersachen in buntscheckigen Farben mit Flammenmustern, Streifen und blutroten Flecken. Denise sah einen schottisch karierten Wollstoff zu fünfundvierzig Centimes, Boas aus amerikanischem Nerz zu einem Franc und Fausthandschuhe zu fünf Sous. Es war eine riesige Schaustellung wie auf einem Jahrmarkt, der Laden schien zu bersten und auf die Straße zu schütten, was er nicht mehr fassen konnte. Onkel Baudu war vergessen. Sogar Pépé, der die Hand seiner Schwester nicht losließ, riss weit die Augen auf. Ein Wagen zwang die drei, sich von der Mitte des Platzes wegzubeben, und mechanisch bogen sie in die Rue Neuve-Saint-Augustin ein, gingen an den Schaufenstern entlang, blieben vor jeder Auslage aufs Neue stehen. Zuerst wurden sie von einem komplizierten Arrangement bezaubert: ganz oben bildeten schräg angebrachte Regenschirme gleichsam das Dach einer ländlichen Hütte; darunter zeigten an Stangen aufgehängte Seidenstrümpfe rundliche Wadenlinien, einige waren mit Rosensträußchen übersät; andere hatten alle möglichen Farbtöne, die schwarzen waren durchbrochen

gearbeitet, die roten mit gestickten Zwickeln, das atlasartige Gewebe der fleischfarbenen war zart wie die Haut einer Blondine; auf dem Tuch des Schaufenstergestells schließlich hatte man Handschuhe symmetrisch angeordnet, die Finger langgezogen, die Handflächen schmal wie die einer byzantinischen Madonna, von jener starren und gleichsam ephebenhaften Anmut noch ungetragenen Frauenputzes. Vor allem aber fesselte sie das letzte Schaufenster. Eine Ausstellung von Seide, Atlas und Samt entfaltete hier in einer sanften und flimmernden Skala die herrlichsten Blumenfarben: zuoberst die Samte von tiefem Schwarz, vom Weiß geronnener Milch; weiter unten die Atlasstoffe, die rosenfarbenen, die blauen, schillernd in den Brüchen, immer lichter werdend bis zur Blässe äußerster Zartheit; noch weiter unten die Seiden, ein wahrer Regenbogen, zu Schlaufen aufgebunden, in Falten gelegt wie um eine sich biegende Taille, lebendig geworden unter den geschickten Händen der Kommis; und zwischen den einzelnen Motiven, zwischen den einzelnen Farbmelodien der Auslage zog sich als diskrete Begleitung ein leichter bauschiger Streifen cremegelben Foulards* hin. Hier befanden sich auch an den beiden Ecken die zwei Seidensorten, an denen einzig dieser Firma Verkaufsrechte zustanden. Paris-Paradies und Goldhaut, ganz besondere Artikel, die eine Umwälzung im Modewarenhandel hervorrufen sollten. »Ach, diese Faille* zu fünf Francs sechzig!« murmelte Denise, die staunend vor dem Paris-Paradies stand.

Jean langweilte sich. Er hielt einen Vorübergehenden an. »Wo ist die Rue de la Michodière, Monsieur?«

Als man sie ihm gezeigt hatte, die erste Straße rechts, gingen die drei denselben Weg zurück, wobei sie wieder an dem ganzen Geschäft vorbeikamen. Doch als sie in die Straße einbogen, wurde Denise abermals von einem Schaufenster gefesselt, in dem Damenkonfektion ausgestellt war. Bei Cornaille in Valognes war sie speziell mit der Konfektionsabteilung betraut gewesen. Aber so etwas hatte sie noch nie

gesehen, Bewunderung ließ sie wie angewurzelt stehen bleiben. Im Hintergrund breitete eine große Schärpe aus recht teuren Brügger Spitzen eine Altardecke aus, zwei entfaltete Schwingen von rötlich schimmerndem Weiß; Volants aus Point d'Alençon* waren in Girlanden aufgehängt; außerdem war da, wie mit vollen Händen ausgestreut, ein Geriesel aller Arten von Spitzen: Brabanter und Valenciennespitzen, Brüsseler Applikationen, Points de Venise*, wie fallender Schnee. Rechts und links türmten sich Tuchballen zu dunklen Säulen auf, die diesen tabernakelhaften Hintergrund in noch größere Ferne rückten. Und in dieser dem Kult weiblicher Anmut errichteten Kapelle befanden sich die Konfektionswaren: die Mitte nahm ein ganz unvergleichliches Stück ein, ein Samtmantel mit Besatz aus Silberfuchsfell; auf der einen Seite sah man einen seidenen, mit Feh gefütterten Radmantel, auf der anderen einen mit Hahnenfedern verbrämten Tuchpaletot; schließlich gab es da noch Abendmäntel aus weißem Kaschmir, aus weißem Matelassé*, mit Schwanenpelz oder Chenille garniert. Für jegliche Laune war etwas vorhanden, vom Abendmantel zu neunundzwanzig Francs bis zu dem Samtmantel, der mit achtzehnhundert Francs ausgezeichnet war. Über dem runden Busen der Schaufensterpuppen bauschte sich der Stoff, die kräftigen Hüften hoben die Zartheit der Taille stärker hervor, der fehlende Kopf war durch ein großes Preisschild ersetzt, das mit einer Nadel an dem roten Molton festgesteckt war, der den Hals umgab; und die Spiegel zu beiden Seiten des Schaufensters reflektierten und vervielfachten sie ins Endlose in einem wohlberechneten Spiel, bevölkerten die Straße mit diesen schönen verkäuflichen Frauen, die an Stelle eines Kopfes in fetten Zahlen ihren Preis trugen.

»Famos sind die!« murmelte Jean, der keinen Ausdruck für seine Erregung fand.

Er selber war sofort mit offenem Mund regungslos stehen geblieben. Dieser ganze Frauenluxus ließ ihn vor Vergnügen

erröten. Er war von mädchenhafter Schönheit, einer Schönheit, die er seiner Schwester geraubt zu haben schien, hatte eine blendendweiße Haut, rötliches krauses Haar, Lippen und Augen schimmerten feucht vor Zärtlichkeit. Neben ihm wirkte Denise, wie sie so staunend dastand, noch unbedeutender mit ihrem langen Gesicht und dem zu großen Mund, ihrem bereits unfrischen Teint und dem glanzlosen Haar. Und Pépé, der ebenfalls blond war, von einem Kinderblond, schmiegte sich dichter an sie, als sei er, durch die schönen Damen im Schaufenster verwirrt und entzückt, von einem unruhigen Bedürfnis nach Liebkosungen ergriffen. Sie waren so seltsam und so reizend dort auf dem Bürgersteig, diese drei blonden Geschöpfe in ihrer armseligen schwarzen Kleidung, das traurige Mädchen zwischen dem hübschen Kind und dem prächtigen jungen Burschen, dass sich die Vorübergehenden lächelnd nach ihnen umwandten.

Seit einem Weilchen stand auf der Schwelle eines Ladens an der anderen Seite der Straße ein wohlbeleibter weißhaariger Mann und betrachtete die drei. Mit zornfunkelnden Augen und verzerrtem Mund stand er dort, außer sich über die Auslagen des »Paradieses der Damen«, und der Anblick des jungen Mädchens und seiner Brüder brachte ihn vollends auf. Was hatten diese drei einfältigen Dinger so diese marktschreierische Schaustellung zu begaffen?

»Und der Onkel?« fragte Denise plötzlich, wie jäh erwacht. »Wir sind ja in der Rue de la Michodière«, sagte Jean. »Er muss hier irgendwo wohnen.«

Sie hoben den Kopf, drehten sich um. Da bemerkten sie gerade vor sich, über dem wohlbeleibten Mann, ein grünes Firmenschild, dessen gelbe Buchstaben vom Regen verwaschen waren: »Au Vieil Elbeuf*, Tuche und Flanelle, Baudu vormals Hauchecorne.« Das mit einem alten fleckigen Verputz beworfene Haus, ganz zusammengepresst von den angrenzenden großen Bauten im Louis-quatorze-Stil*, hatte nur drei Fenster Front, und diese Fenster, viereckig

und ohne Jalousien, waren bloß mit einem Eisengitter, zwei über Kreuz angebrachten Stangen, versehen. Was aber Denise, deren Augen noch von den glänzenden Auslagen des »Paradieses der Damen« erfüllt waren, angesichts dieser Kahlheit vor allem einen Stoß versetzte, war der Laden im Erdgeschoss mit der erdrückend niedrigen Decke, über dem sich ein ebenfalls sehr niedriger Zwischenstock mit halbmondförmigen Gefängnisluken befand. Durch Holzwände von der Farbe des Firmenschildes, einem Flaschengrün, das die Zeit mit ockergelben und grauschwarzen Tönen verfärbt hatte, waren rechts und links zwei tiefe Schaukästen abgeteilt, dunkel und verstaubt, in denen man undeutlich ein paar Stoffstapel wahrnahm. Die offen stehende Tür schien in die feuchte Finsternis eines Kellers zu führen.

»Da ist es«, sagte Jean.

»Nun gut, wir müssen hineingehen«, erklärte Denise. »Los, komm, Pépé.«

Doch von Scheu ergriffen, wurden alle drei ängstlich. Als ihr Vater an dem gleichen Fieber gestorben war, das einen Monat zuvor ihre Mutter dahingerafft, hatte Onkel Baudu freilich, durch diesen doppelten Trauerfall bewegt, seiner Nichte geschrieben, es werde sich bei ihm stets ein Platz für sie finden, falls sie eines Tages ihr Glück in Paris versuchen wolle; aber dieser Brief lag schon fast ein Jahr zurück, und das junge Mädchen bereute nun, dass es Valognes so Hals über Kopf verlassen hatte, ohne ihren Onkel davon zu benachrichtigen. Dieser kannte sie gar nicht, hatte er doch nie wieder den Fuß in seine Heimatstadt gesetzt, seit er in ganz jungen Jahren von dort fortgezogen war, um als kleiner Kommis zu dem Tuchhändler Hauchecorne zu gehen, dessen Tochter er schließlich geheiratet hatte.

»Monsieur Baudu?« fragte Denise, die sich endlich entschloss, den wohlbeleibten Mann anzusprechen, der sie und ihre Brüder, verwundert über ihr Benehmen, noch immer musterte.

»Der bin ich«, erwiderte er.

DRITTES KAPITEL

Jeden Sonnabend von vier bis sechs hielt Madame Desforges für diejenigen ihrer nächsten Bekannten, die Lust hatten, sie zu besuchen, eine Tasse Tee und Kuchen bereit. Die Wohnung lag im dritten Stock, Ecke Rue de Rivoli und Rue d'Alger; und die Fenster bei beiden Salons gingen auf den Jardin des Tuileries.

Als an diesem Sonnabend ein Diener gerade Mouret in den großen Salon führen wollte, bemerkte Mouret vom Vorzimmer aus durch eine offene Tür Madame Desforges, die durch den kleinen Salon ging. Sie war stehen geblieben, als sie ihn erblickte, und nun trat er dort ein und begrüßte sie mit einer feierlichen Verbeugung. Sobald der Diener die Tür wieder zugemacht hatte, ergriff er lebhaft die Hand der jungen Frau und küsste sie zärtlich.

»Sei vorsichtig, es sind Gäste da!« sagte sie ganz leise, auf die Tür zum großen Salon deutend. »Ich habe diesen Fächer geholt, um ihn ihnen zu zeigen.« Und in heiterer Laune versetzte sie ihm mit der Spitze des Fächers einen leichten Schlag ins Gesicht. Sie war brünett, ein wenig stark, hatte große, eifersüchtige Augen.

Er aber hatte ihre Hand nicht losgelassen und fragte: »Wird er kommen?«

»Gewiss«, antwortete sie. »Ich habe seine Zusage.«

Sie sprachen von Baron Hartmann, dem Direktor des Crédit Immobilier*. Madame Desforges, Tochter eines Staatsrats, war die Witwe eines Börsenmannes, der ihr ein Vermögen hinterlassen hatte, das von den einen für nicht vorhanden erklärt, von den anderen überschätzt wurde. Noch zu Lebzeiten ihres Gatten, hieß es, habe sie sich dem Baron Hartmann erkenntlich gezeigt, der als großer Finanzmann dem Ehepaar mit seinen Ratschlägen von Nutzen gewesen war; und später, nach dem Tode des Gatten, musste das Verhältnis wohl weiterbestanden haben, aber immer in sehr diskreter Weise,

ohne jede Unvorsichtigkeit, ohne einen Skandal. Nie gab sich Madame Desforges eine Blöße, in den großbürgerlichen Kreisen, denen sie selber entstammte, empfing man sie überall. Selbst heute noch, da sich die Liebe des Bankiers, eines skeptischen und gescheiterten Mannes, in eine rein väterliche Zuneigung verwandelt hatte, bewies sie, wenn sie sich Liebhaber gestattete, was er ihr erlaubte, ein so feines Gefühl für Maß und Takt, eine so geschickt angewandte Weltkenntnis, dass der Schein gewahrt blieb und niemand sich unterstanden haben würde, ihre Ehrbarkeit laut zu bezweifeln. Als sie Mouret bei gemeinsamen Bekannten kennen lernte, hatte sie ihn zunächst unausstehlich gefunden; später hatte sie sich ihm dann hingeeben, gleichsam mitgerissen von der jähren Leidenschaft, mit der er sie bestürmte, und seit er es darauf angelegt hatte, durch sie den Baron zu gewinnen, wurde sie nach und nach von einer echten und tiefen Liebe zu ihm ergriffen, betete ihn an mit dem Ungestüm einer bereits fünfunddreißig Jahre alten Frau, die nur neunundzwanzig zugibt, und war verzweifelt, weil sie spürte, dass er jünger war, zitterte davor, ihn zu verlieren.

»Weiß er Bescheid?« fragte er.

»Nein, Sie werden ihm die Sache selber auseinandersetzen«, erwiderte sie, ihn nicht länger duzend. Sie sah ihn an, sie dachte, er wisse wohl nichts, da er sich ihrer auf solche Weise bei dem Baron bediente, indem er so tat, als sähe er in jenem lediglich einen alten Freund von ihr. Aber er hielt noch immer ihre Hand, er nannte sie seine gute Henriette, und sie fühlte, wie ihr Herz schmolz. Schweigend bot sie ihm die Lippen, drückte sie auf die seinen; dann sagte sie leise: »Pst, man wartet auf mich ... Komm nach mir herein.«

Aus dem großen Salon tönten, durch die Wandbespannung gedämpft, ungezwungene Stimmen herüber. Sie machte die Tür auf, deren beide Flügel sie offen stehen ließ, und reichte den Fächer einer der vier Damen, die in der Mitte des Zimmers saßen.

»Sehen Sie, das ist er«, sagte sie. »Ich wusste nicht mehr, wohin ich ihn gelegt hatte, meine Zofe hätte ihn nie gefunden.« Und sich umwendend, fügte sie in ihrer heiteren Art hinzu: »Kommen Sie doch herein, Monsieur Mouret, gehen Sie durch den kleinen Salon. Das ist dann nicht so feierlich.« Mouret begrüßte die Damen, die ihm alle bekannt waren. Der Salon mit seinen Louis-seize-Möbeln*, die mit Brokatell mit eingewebten Sträußchen bezogen waren, seinen vergoldeten Bronzen, seinen großen Blattpflanzen war trotz seiner Höhe von weicher fraulicher Traulichkeit, und durch die zwei Fenster erblickte man die Kastanienbäume des Jardin des Tuileries, deren Blätter der Oktoberwind davon fegte.

»Die ist allerdings gar nicht übel, diese Chantillyspitze«, rief Madame Bourdelais aus, die den Fächer in der Hand hatte. Sie war eine kleine Blondine von dreißig Jahren, mit einer feinen, schmalen Nase und funkelnden Augen, eine Pensionsfreundin von Henriette, verheiratet mit einem stellvertretenden Abteilungschef im Finanzministerium. Aus einer alten Bürgerfamilie stammend, leitete sie ihren Haushalt und erzog ihre Kinder mit großer Rührigkeit, feinem Anstand und einem vorzüglichen Spürsinn im praktischen Leben.

»Und du hast für dieses Stück fünfundzwanzig Francs bezahlt?« fing sie wieder an, jede Masche der Spitze aufmerksam prüfend. »Nicht wahr, du sagtest, in Luc, bei einer Landarbeiterin? – Nein, nein, das ist nicht teuer ... Aber du musstest sie doch auf das Gestell aufarbeiten lassen.«

»Gewiss«, erwiderte Madame Desforges. »Das Gestell kostet mich zweihundert Francs.«

Da begann Madame Bourdelais zu lachen. So etwas nenne Henriette einen billigen Kauf! Zweihundert Francs für ein einfaches Elfenbeingestell mit Initialen! Und für ein Endchen Chantillyspitze, an dem sie vielleicht hundert Sous erspart habe! Für hundertzwanzig Francs bekomme man die gleichen Fächer fix und fertig. Sie nannte eine Firma in der Rue de Poissonnière.

Unterdessen ging der Fächer bei den Damen reihum. Madame Guibal gönnte ihm kaum einen flüchtigen Blick. Sie war groß und schwächig, rothaarig, hatte ein nichts als Gleichgültigkeit ausdrückendes Gesicht, in dem zuweilen die grauen Augen die unter ihrer scheinbaren Unbetheiligkeit verborgenen furchtbaren Begierden des Egoismus aufblitzen ließen. Nie sah man sie in Begleitung ihres Gatten, eines im Justizpalast bekannten Advokaten, der, wie es hieß, ein ungebundenes Leben führte, ganz seinen Akten und seinen Vergnügungen hingegeben.

»Oh«, murmelte sie und reichte dabei den Fächer an Madame de Boves weiter, »ich habe in meinem ganzen Leben noch keine zwei gekauft... Davon bekommt man immer mehr als genug geschenkt.«

Die Gräfin entgegnete im Ton feiner Ironie: »Sie sind glücklich, meine Teure, dass Sie einen galanten Gatten haben.« Und sie beugte sich zu ihrer Tochter, einem großen Geschöpf von zwanzigeinhalb Jahren, hinüber und sagte: »Sieh dir doch die Initialen an, Blanche. Was für eine hübsche Arbeit! – Gewiss haben die Buchstaben das Gestell so verteuert.«

Madame de Boves hatte gerade die Vierzig überschritten. Sie war eine stattliche Frau, sah aus wie eine Göttin, hatte ein breites, regelmäßiges Gesicht und große stille Augen; ihr Ehemann, Oberinspektor der Gestüte, hatte sie ihrer Schönheit wegen geheiratet. Sie schien ganz ergriffen zu sein von der Feinheit, mit der die Initialen ausgeführt waren, gleichsam erfüllt von einem Begehren, das sie so erregte, dass sich ihr Blick verschleierte. Und plötzlich sagte sie: »Was meinen denn Sie, Monsieur Mouret? Sind zweihundert Francs zuviel für dieses Gestell?«

Mouret stand zwischen den fünf Frauen, lächelte und interessierte sich für das, was sie interessierte. Er nahm den Fächer in die Hand, betrachtete ihn eingehend; und als er sich gerade dazu äußern wollte, öffnete der Diener die Tür und meldete: »Madame Marty.«

Eine magere, hässliche, von Blatternarben entstellte Frau trat ein, mit komplizierter Eleganz gekleidet. Ihr Alter ließ sich nicht bestimmen, je nach dem Grad der fieberhaften Nervosität, die sie belebte, konnten ihre fünfunddreißig Jahre ebenso gut vierzig oder dreißig sein. Ein roter Lederbeutel, den sie nicht abgelegt hatte, hing an ihrer rechten Hand.

»Liebe Madame Desforges«, sagte sie zu Henriette, »Sie entschuldigen wohl, dass ich meinen Beutel... Stellen Sie sich vor, auf dem Weg zu Ihnen ging ich ins ›Paradies«, und da ich dort mal wieder Torheiten begangen habe, wollte ich ihn nicht unten in meiner Droschke lassen; ich hatte Angst, bestohlen zu werden.« Doch soeben hatte sie Mouret bemerkt, lachend sprach sie weiter: »Oh, Monsieur Mouret, ich habe das nicht gesagt, um für Sie Reklame zu machen, denn ich wusste nicht, dass Sie hier sind... Sie haben augenblicklich wirklich ungewöhnlich schöne Spitzen.«

Das lenkte die Aufmerksamkeit von dem Fächer ab, den der junge Herr auf ein rundes Tischchen legte. Jetzt waren die Damen von dem neugierigen Verlangen gepackt, zu sehen, was Madame Marty gekauft hatte. Sie war bekannt dafür, dass sie mit wahrer Raserei Geld ausgab, keiner Versuchung dazu widerstehen konnte, dass sie zwar von strenger Ehrlichkeit war, niemals einen Liebhaber erhören würde, aber angesichts des geringsten Stückchens Tand sofort schwach wurde und erlag. Tochter eines kleinen Angestellten, richtete sie nun ihren Mann zugrunde, einen Lehrer der fünften Klasse am Lycée Bonaparte, der seine sechstausend Francs Gehalt verdoppeln musste, indem er Privatstunden außer Haus gab, um dem unaufhörlich wachsenden Geldbedarf seines Haushalts zu genügen. Und sie öffnete ihren Beutel nicht, sie hielt ihn fest auf ihre Knie gedrückt, sprach von ihrer vierzehnjährigen Tochter Valentine, einer ihrer teuersten Putzsüchtigkeiten, denn sie kleidete das Mädchen wie sich selber mit allen Modeneuheiten, deren unwiderstehlicher Verlockung sie erlag.

»Wissen Sie«, erklärte sie, »man garniert diesen Winter Kleidung für junge Mädchen mit einer schmalen Spitze... Natürlich habe ich, als ich eine sehr hübsche Valenciennespitze sah...« Endlich entschloss sie sich, den Beutel zu öffnen.

Die Damen machten schon einen langen Hals, da hörte man in der eingetretenen Stille die Klingel des Vorzimmers.

»Das ist mein Mann«, stammelte Madame Marty ganz verwirrt. »Er wird mich wohl auf dem Rückweg vom Lycée Bonaparte hier abholen wollen.« Rasch hatte sie den Beutel wieder geschlossen und ließ ihn mit einer instinktiven Bewegung unter ihrem Sessel verschwinden.

Alle Damen begannen zu lachen.

Da errötete sie ob ihrer Hast, nahm den Beutel wieder auf den Schoß und sagte dabei, Männer hätten nie Verständnis für derartiges und brauchten nicht alles zu wissen.

»Monsieur de Boves, Monsieur de Vallagnosc«, meldete der Diener.

Es gab allgemeines Erstaunen. Madame de Boves hatte selber nicht mit ihrem Gatten gerechnet. Dieser, ein schöner Mann, der einen Schnurrbart und einen Zwickelbart trug, mit korrekter, bei den Tuileries beliebter militärischer Haltung, küsste Madame Desforges, die er bereits in ihrer Jugend im Hause ihres Vaters kennen gelernt hatte, die Hand. Und er trat beiseite, damit nun der andere Gast, ein großer blasser junger Mann von vornehmer Dünnbrüchigkeit, die Dame des Hauses begrüßen konnte. Doch kaum hatte die Unterhaltung wieder begonnen, als zwei leise Ausrufe ertönten.

»Nanu! Du, Paul!«

»Sieh da! Octave!«

Mouret und Vallagnosc drückten einander die Hand. Nun brachte auch Madame Desforges ihr Erstaunen zum Ausdruck. Sie kannten sich also? Gewiss doch, sie seien Seite an Seite im Gymnasium von Plassans groß geworden und hätten sich nur zufällig nicht früher bei ihr getroffen.

Einander noch immer an den Händen haltend, gingen sie

in scherzendem Geplauder in den kleinen Salon hinüber, als gerade der Diener den Tee hereinbrachte, ein echt chinesisches Service auf silbernem Tablett, das er neben Madame Desorges mitten auf ein rundes Marmortischchen mit zierlicher Kupfereinfassung stellte. Die Damen rückten näher zusammen, unterhielten sich lauter, vollauf beschäftigt mit einer endlosen Fülle kreuz und quer schwirrender Worte, indes Monsieur de Boves, der hinter den Damen stand, sich hin und wieder vorbeugte und mit der Galanterie eines gewandten höheren Beamten ein Wort einwarf. Der große Raum mit seiner so zarten und heiteren Einrichtung wurde durch diese plätschernden, von Gelächter unterbrochenen Stimmen noch freundlicher.

»Ach, der alte Paul!« wiederholte Mouret.

Er hatte sich neben Vallagnosc auf ein Kanapee gesetzt. Allein im Hintergrund des kleinen Salons, einem sehr koketten, mit butterblumengelber Seide bespannten Boudoir, fern fremder Ohren und selbst die Damen nur noch durch die weit offene Tür sehend, blickten sie einander grinsend in die Augen und schlugen sich gegenseitig auf die Knie. Ihre ganze Jugend erwachte, das alte Gymnasium von Plassans mit seinen zwei Höfen, seinen feuchten Arbeitssälen und dem Speiseraum, wo man soviel Kabeljau gegessen hatte, mit dem Schlafsaal, wo die Kissen von Bett zu Bett flogen, sobald der Aufseher zu schnarchen begann. Paul, einer alten Parlamentarierfamilie entstammend, die dem zugrunde gerichteten und schmollenden niederen Adel angehörte, war ein Fleißschüler gewesen, stets Erster, fortwährend vom Lehrer, der ihm die schönste Zukunft prophezeite, als Beispiel hingestellt, während Octave, der zu den Letzten der Klasse zählte, glücklich und wohlgenährt zwischen den Faulpelzen verkam und seine Kräfte außerhalb in ungestümen Vergnügungen verausgabte. Trotz der Verschiedenheit ihrer Veranlagung waren sie dennoch durch eine enge Kameradschaft unzertrennlich geworden, bis zu

ihrem Abitur, das der eine mit Glanz, der andere nach zwei verdrießlichen Prüfungen auf eine gerade noch genügende Weise hinter sich gebracht hatte. Dann hatte das Leben sie voneinander entfernt, und nun fanden sie sich nach zehn Jahren wieder, bereits verändert und älter geworden.

»Lass hören«, fragte Mouret, »was treibst du?«

»Gar nichts treibe ich.«

Vallagnosc bewahrte bei der Freude über diese Wiederbegegnung seine müde und enttäuschte Miene, und als sein Freund erstaunt in ihn drang und sagte: »Du wirst dich aber doch mit irgend etwas beschäftigen... Was tust du denn?«, erwiderte er: »Nichts.«

Octave begann zu lachen. Nichts, das sei nicht genug. Satz für Satz holte er schließlich Pauls Geschichte aus diesem heraus, die übliche Geschichte der mittellosen jungen Leute, die es ihrer Herkunft schuldig zu sein glauben, an den geistigen Berufen festzuhalten, und sich in eitler Mittelmäßigkeit begraben, noch glücklich, wenn sie nicht, alle Schubladen voller Diplome, vor Hunger krepieren. Der Familientradition entsprechend hatte er Jura studiert, dann eine Zeitlang seiner verwitweten Mutter auf der Tasche gelegen, die schon ohnehin nicht wusste, wie sie ihre zwei Töchter versorgen sollte. Schließlich hatte ihn Scham ergriffen, er ließ die drei Frauen kläglich von den Überresten ihres Vermögens leben und trat eine unbedeutende Stellung im Ministerium des Innern an, wo er sich verkroch wie ein Maulwurf in seinem Bau.

»Und was verdienst du?« fing Mouret wieder an.

»Dreitausend Francs.«

»Aber das ist doch jämmerlich! Ach, mein armer Junge, das tut mir leid für dich... Wie! Ein so begabter Bursche, der uns alle übertraf! Und sie geben dir nur dreitausend Francs, nachdem sie dich bereits fünf Jahre lang stumpfsinnig gemacht haben! Nein, das ist nicht in der Ordnung!« Er hielt inne, er kam wieder auf sich selber zu sprechen. »Ich habe mich den Herrschaf-

ten empfohlen... Du weißt wohl, was ich geworden bin?»

»Ja«, sagte Vallagnosc. »Man hat mir erzählt, du habest dich dem Handel zugewandt. Du hast das große Geschäft an der Place Gailbon, nicht wahr?«

»Ganz richtig... Ellenritter, mein Alter!« Mouret hatte den Kopf erhoben, schlug dem anderen abermals aufs Knie und wiederholte mit der handfesten Heiterkeit eines fidelen Bruders, der sich des Handwerks, das ihn reich macht, nicht schämt: »Ellenritter, ganz und gar! – Auf Ehre, du erinnerst dich wohl, dass ich keinen Geschmack an ihren Säckelchen fand, obwohl ich mich im stillen nie für dümmer gehalten habe als andere. Als ich mein Abitur gemacht hatte, um meine Familie zufriedenzustellen, hätte ich genauso Rechtsanwalt oder Arzt werden können wie die Schulkameraden; aber vor diesen Berufen grauste es mich, so viele Leute sieht man darin am Hungertuch nagen. Da habe ich, mein Gott, die Gelehrsamkeit an den Nagel gehängt, oh, ohne Bedauern, und ich habe mich kopfüber in den Handel gestürzt.« Vallagnosc lächelte mit verlegener Miene. Schließlich murmelte er: »Dein Diplom als Bakkalaureus kann dir in der Tat beim Leinwandverkaufen nicht viel nutzen.«

»Auf Ehre«, entgegnete Mouret fröhlich, »alles, was ich verlange, ist, dass es mich nicht behindert... Und du weißt, wenn man die Dummheit begangen hat, sich so was ans Bein zu binden, ist es nicht einfach, es wieder loszuwerden. Man kommt damit im Leben nur im Schneckentempo weiter, während die anderen, die, welche nackte Füße haben, laufen, als hätten sie keine Milz.« Da er merkte, dass sein Freund peinlich berührt zu sein schien, fasste er dann dessen Hände und fuhr fort: »Nun, ich will dir nicht weh tun, aber gib zu, dass deine Diplome nicht ein einziges deiner Bedürfnisse befriedigt haben... Weißt du, dass mein Rayonchef von der Seidenabteilung dieses Jahr mehr als zwölftausend Francs beziehen wird? Jawohl, ein sehr klardenkender junger Mann, der es bei der Orthographie

und den vier Rechnungsarten hat bewenden lassen ... Die gewöhnlichen Verkäufer bringen es bei mir auf drei- bis viertausend Francs, auf mehr also, als du selber verdienst. Und für ihre Bildung brauchten keine Kosten aufgewendet zu werden; sie hat man nicht in die Welt hinausgeschickt mit der verbrieften Zusage, dass sie sie erobern würden ... Geldverdienen ist zweifellos nicht alles. Nur gibt es bei mir, auf Ehre, kein Schwanken zwischen den armen, von der Wissenschaft beleckten Teufeln, die die geistigen Berufe überfüllen, ohne sich satt essen zu können, und den praktischen jungen Menschen, die für das Leben gerüstet sind, weil sie ihr Handwerk von Grund auf verstehen. Ich bin für diese und gegen jene, ich finde, dass diese Burschen ihre Zeit ausgezeichnet begreifen!«

Seine Stimme war erregt geworden; Henriette, die den Tee servierte, hatte den Kopf gewandt. Als er sie dort hinten in dem großen Salon lächeln sah und bemerkte, wie zwei weitere Damen die Ohren spitzten, machte er sich als erster über seine Phrasen lustig.

»Kurz, alter Junge, jeder Ellenritter, der gerade anfängt, steckt heute in der Haut eines Millionärs.«

Vallagnosc lehnte sich schlaff auf dem Kanapee zurück. Mit halbgeschlossenen Augen saß er in einer müden, Geringschätzung ausdrückenden Haltung da, wobei der wirklichen Erschöpftheit seines Gesichtes ein Anflug von Affektiertheit beigemischt war.

»Pah«, murmelte er, »so viel Mühe ist das Leben nicht wert. Nichts daran ist vergnüglich.« Und als ihn Mouret, den das empörte, mit erstaunter Miene ansah, fügte er hinzu: »Es kommt doch alles, wie es will. Da kann man genauso gut mit verschränkten Armen zusehen.« Dann ließ er sich über seinen Pessimismus aus, über die Mittelmäßigkeit und die Fehlschläge des Lebens. Ein Weilchen habe er für Literatur geschwärmt, aber von seinem eifrigen Umgang mit Dichtern sei ihm nur eine allgemeine Hoffnungslosigkeit geblie-

ben. Noch immer stelle er die Nutzlosigkeit allen Strebens fest, die Langeweile der stets gleich leeren Stunden, die jämmerliche Dummheit der Welt. Mit den Genüssen sei es nichts, es mache nicht einmal Freude, Schlechtes zu tun.

»Sag mal, amüsiert du dich etwa?« fragte er schließlich. Mouret war nachgerade ganz bestürzt vor Entrüstung. Er rief: »Wie? Ob ich mich amüsiere? – Ach, was redest du da? Da bist du also angelangt, mein Alter? – Aber gewiss amüsiere ich mich, und sogar, wenn es in allen Fugen kracht, denn dann bin ich wütend, dass ich es krachen höre. Ich bin ein leidenschaftlicher Mensch, ich nehme das Leben nicht gelassen hin, vielleicht macht das seinen Reiz für mich aus.« Er warf einen Blick nach dem Salon hinüber und dämpfte die Stimme. »Oh, es gibt Frauen, mit denen ich schrecklichen Ärger gehabt habe, das gebe ich zu. Aber wenn ich eine habe, dann halte ich sie auch, zum Teufel! Und das geht nicht immer schief, und ich überlasse meinen Anteil niemandem, das versichere ich dir ... Außerdem geht es nicht einmal um die Weiber, auf die ich letzten Endes pfeife. Siehst du, es kommt darauf an, zu wollen und zu handeln, kurz, etwas zu schaffen. Du hast eine Idee, du kämpfst für sie, du treibst sie den Leuten mit Hammerschlägen in den Schädel, du siehst, wie sie sich ausbreitet und siegt ... Ah ja, alter Junge, ich amüsiere mich!«

Die ganze Freude am Tätigsein, die ganze Lebenslust klangen aus seinen Worten. Wiederholt sagte er, dass er ein Kind seiner Zeit sei. Wahrhaftig, man müsse schlecht gebaut sein, geschwächt an Hirn und Gliedern, um in einer Zeit, in der es so viel zu tun gebe, in der sich das ganze Jahrhundert der Zukunft entgegenwerfe, nicht arbeiten zu wollen. Und er machte sich lustig über die Verzweifelten, die Überdrüssigen, die Pessimisten, all diese von unseren beginnenden Erkenntnissen Verwirrten, die mitten auf dem unermesslichen Bauplatz dieser Zeit das weinerliche Gesicht von Dichtern oder die verkniffenen Mienen von

Skeptikern annahmen. Eine hübsche Rolle sei das, und sauber und gescheit, angesichts der mühevollen Arbeit der anderen vor Langeweile zu gähnen!

»Angesichts der anderen zu gähnen ist mein einziges Vergnügen«, sagte Vallagnosc und lächelte mit seiner kühlen Miene.

Sofort legte sich Mourets Heftigkeit. Er wurde wieder herzlich.

»Ach, dieser alte Paul! Immer derselbe, immer paradox! – Wir haben uns doch nicht etwa wiedergefunden, um uns zu zanken. Jeder lebt zum Glück nach seinen eigenen Ansichten. Aber ich werde dir doch meine Maschine in Betrieb zeigen müssen, du wirst sehen, dass das gar keine so dumme Sache ist ... Komm, erzähle mir von dir. Deiner Mutter und deinen Schwestern geht es hoffentlich gut? Und solltest du dich nicht vor einem halben Jahr in Plassans verheiraten?« Eine jähe Bewegung Vallagnoscs ließ ihn innehalten; und als dieser mit besorgtem Blick den Salon abgesucht hatte, drehte auch er sich um und bemerkte, dass Mademoiselle de Boves kein Auge von ihnen ließ. Groß und kräftig, glich Blanche ihrer Mutter, nur dass bei ihr das Gesicht bereits plump wurde, die Züge grob, von ungesundem Fett gedunsen. Auf eine behutsame Frage erwiderte Paul, dass noch nichts entschieden sei; vielleicht werde es auch zu nichts kommen. Er habe das junge Geschöpf bei Madame Desforges kennen gelernt, wohin er im letzten Winter oft gekommen sei, wo er sich aber jetzt nur noch selten einfinde, was auch erkläre, wieso er Octave hier nicht getroffen habe. Die Boves empfangen ihn auch bei sich, und er schätze vor allem den Vater, einen früheren Lebeamten, der sich nun auf einen Verwaltungsposten zurückgezogen habe. Übrigens sei kein Vermögen vorhanden: Madame de Boves habe ihrem Gatten nur ihre junonische Schönheit mit in die Ehe gebracht, die Familie lebe von einem letzten, mit Hypotheken belasteten Landgut, zu dessen geringem Ertrag glücklicherweise die neuntau-

send Francs hinzukämen, die der Graf als Oberinspektor der Gestüte beziehe. Und die Damen, die Mutter und die Tochter, würden von ihm, dessen Mittel fortwährend außer Haus von irgendwelchen Liebesaffären verschlungen würden, mit Geld sehr knapp gehalten, so dass sie sich manchmal genötigt sähen, ihre Kleider selber umzuarbeiten.

»Warum dann also?« fragte Mouret nur.

»Mein Gott, man muss doch endlich zum Schluss kommen«, sagte Vallagnosc mit einem müden Augenaufschlag.

»Und außerdem besteht Aussicht auf eine Erbschaft, wir rechnen mit dem baldigen Tod einer Tante.«

Mouret jedoch, der keinen Blick mehr von dem voll galanter Zuvorkommenheit, mit dem zärtlichen Lächeln eines auf Eroberung ausgehenden Mannes neben Madame Guibal sitzenden Monsieur de Boves gelassen hatte, wandte sich seinem Freund zu und zwinkerte so vielsagend mit den Augen, dass letzterer hinzufügte: »Nein, die nicht... Wenigstens noch nicht... Das Unglück ist, dass ihn seine Dienstreisen zu den Beschälerdepots nach allen Ecken und Enden Frankreichs führen und er auf diese Weise fortgesetzte Vorwände zum Verschwinden hat. Vergangenen Monat, als seine Frau ihn in Perpignan glaubte, lebte er mit einer Klavierlehrerin in einem Hotel in einem entlegenen Stadtviertel.«

Eine Weile schwiegen sie. Dann fing der junge Mann, der nun ebenfalls das galante Verhalten des Grafen zu Madame Guibal beobachtete, ganz leise wieder an: »Auf Ehre, du hast Recht... Um so mehr, als die gute Dame, nach allem, was man erzählt, durchaus nicht unzugänglich ist. Es gibt über sie eine sehr drollige Geschichte von einem Offizier... Aber sieh ihn dir doch an! Wie komisch ist er, wenn er sie aus dem Augenwinkel magnetisiert! Das alte Frankreich, mein Lieber! – Ich verehere ihn sehr, diesen Mann da, und wenn ich seine Tochter heirate, könnte er wohl sagen, dass es seinetwegen geschieht!«

Mouret lachte sehr belustigt. Wieder fragte er Vallagnosc

aus, und als er erfuhr, dass der erste Gedanke einer Heirat zwischen jenem und Blanche von Madame Desforges ausgegangen war, fand er die Geschichte noch besser. Der guten Henriette machte es wie allen Witwen Vergnügen, Leute zu verheiraten, so großes Vergnügen, dass sie zuweilen, wenn sie die Töchter versorgt hatte, die Väter sich Freundinnen unter ihren Gästen wählen ließ; all das aber selbstverständlich mit vollendetem Anstand, ohne der Welt dabei jemals Stoff zu einem Skandal zu bieten. Und Mouret, der sie als ein tätiger und stets eiliger Mann liebte, der gewohnt ist, seine Zärtlichkeiten in Zahlen umzusetzen, vergaß daraufhin alle Berechnungen der Verführungskunst und empfand eine kameradschaftliche Freundschaft für sie. Soeben erschien sie an der Tür des kleinen Salons, gefolgt von einem älteren, etwa sechzigjährigen Herrn, dessen Kommen die beiden Freunde nicht bemerkt hatten. Die Damen sprachen mitunter mit lauten und hellen Stimmen, die das leichte Klirren der Löffelchen in den Tassen aus chinesischem Porzellan begleiteten; und von Zeit zu Zeit vernahm man in einer kurzen Stille das Geräusch einer zu heftig auf den Marmor des runden Tischchens abgestellten Tasse. Ein jäher Strahl der untergehenden Sonne, die soeben am Rande eines großen Gewölks zum Vorschein gekommen war, vergoldete die Wipfel der Kastanienbäume im Garten und fiel in einem rotgoldenen Geflimmer, dessen Glut den Brokatell und die Kupferbeschläge der Möbel aufleuchten ließ, durch die Fenster herein.

»Hierher, mein lieber Baron«, sagte Madame Desforges. »Ich stelle Ihnen Monsieur Octave Mouret vor, der den lebhaftesten Wunsch hat, Ihnen seine große Bewunderung auszusprechen.« Und sich an Octave wendend, fügte sie hinzu: »Baron Hartmann.«

Ein feines Lächeln umspielte die Lippen des alten Herrn. Er war ein kleiner und kräftiger Mann mit einem dicken elsässischen Kopf, dessen massiges Gesicht beim geringsten

Verzieren des Mundes, beim leichtesten Blinzeln der Lider von einer geistigen Flamme erhellt wurde. Seit vierzehn Tagen hatte er sich gegen den Wunsch Henriettes, die ihn um diese Zusammenkunft gebeten hatte, gesträubt; nicht dass er, der sich als Mann von Geist mit seiner Vaterrolle abgefunden hatte, etwa übermäßige Eifersucht empfunden hätte, sondern weil dies der dritte Freund war, dessen Bekanntschaft zu machen Henriette ihn nötigte, und weil er fürchtete, auf die Dauer ein wenig lächerlich zu werden. Als er auf Octave zutrat, geschah es daher mit dem zurückhaltenden Lächeln eines reichen Gönners, der, mag er auch geneigt sein, sich liebenswürdig zu zeigen, doch nicht bereit ist, sich reinlegen zu lassen.

»Oh, Baron«, sagte Mouret mit seinem provenzalischen Enthusiasmus, »die letzte Operation des Crédit Immobilier war so bewunderungswürdig! Sie können sich gar nicht vorstellen, wie glücklich und stolz es mich macht, Ihnen die Hand zu drücken.«

»Zu liebenswürdig, Monsieur Mouret, zu liebenswürdig«, sagte der Baron, der noch immer lächelte, wiederholt.

Henriette sah die beiden ohne jede Verlegenheit aus ihren klaren Augen an. Sie blieb zwischen ihnen stehen, hob ihren hübschen Kopf, wandte sich bald dem einen, bald dem anderen zu; und wie sie so dastand in ihrem Spitzenkleid, das die Handgelenke und den köstlichen Hals unverhüllt ließ, schien sie ganz entzückt darüber zu sein, die beiden in so gutem Einvernehmen zu sehen.

»Meine Herren«, sagte sie schließlich, »ich lasse Sie jetzt allein plaudern.« Und sich nach Paul umdrehend, der aufgestanden war, fügte sie hinzu: »Möchten Sie eine Tasse Tee, Monsieur de Vallagnosc?«

»Gern, gnädige Frau.«

Und die beiden kehrten in den Salon zurück. Nachdem Mouret neben Baron Hartmann seinen Platz auf dem Kanaape wieder eingenommen hatte, erging er sich in erneuten

Lobsprüchen über die Operationen des Crédit Immobilier. Dann schnitt er das Thema an, das ihm am Herzen lag, er sprach von der neuen Straße, der Verlängerung der Rue Réaumur, von der ein Abschnitt unter dem Namen Rue du Dix-Décembre, zwischen der Place de la Bourse und der Place de l'Opéra, jetzt in Angriff genommen werden sollte. Vor anderthalb Jahren war die Gemeinnützigkeit dieses Vorhabens erklärt worden, kürzlich hatte man die Enteignungskommission ernannt, das ganze Stadtviertel befasste sich leidenschaftlich mit diesem riesigen Durchbruch, dachte mit Unruhe an die Zeit, da die Arbeiten vor sich gehen würden, interessierte sich für die zum Abbruch verurteilten Häuser. Mouret wartete bereits seit nahezu drei Jahren auf diese Arbeiten, zunächst in der Voraussicht eines lebhaften Geschäftsganges, sodann wegen seines ehrgeizigen Strebens nach Vergrößerung, was er gar nicht laut einzugestehen wagte, so sehr hatte das, was ihm vorschwebte, an Ausmaß zugenommen. Da die Rue du Dix-Décembre die Rue de Choiseul und die Rue de la Michodière kreuzen sollte, sah er schon das »Paradies der Damen« den ganzen Häuserblock einnehmen, der von diesen Straßen und der Rue Neuve-Saint-Augustin eingegrenzt war, er stellte es sich schon mit einer palastartigen Fassade nach der neuen Straße zu vor, alles beherrschend, Gebieter der eroberten Stadt. Und daher stammte sein lebhafter Wunsch, mit Baron Hartmann bekannt zu werden, denn er hatte erfahren, dass der Crédit Immobilier durch einen mit der Verwaltungsbehörde abgeschlossenen Vertrag die Verpflichtung, die Rue du Dix-Décembre durchzubrechen und auszubauen, nur unter der Bedingung eingegangen war, dass man ihm das Eigentum an den anliegenden Grundstücken überließ.

»Werden Sie ihnen tatsächlich«, wiederholte er, mit dem Versuch, sich harmlos zu stellen, »die Straße fix und fertig liefern, mitsamt der Kanalisation, dem Pflaster und den Gaslaternen? Und werden die anliegenden Grundstücke

dazu genügen, Sie schadlos zu halten? Oh, das ist merkwürdig, sehr merkwürdig!«

Schließlich gelangte er zu dem heiklen Punkt. Er hatte erfahren, dass der Crédit Immobilier unter der Hand die Häuser des Blocks, in dem sich das »Paradies der Damen« befand, aufkaufen ließ, und zwar nicht nur die, die der Spitzhacke der Abrissarbeiter zum Opfer fallen, sondern auch die anderen, die stehen bleiben sollten. Und er witterte dahinter das Projekt irgendeines künftigen Etablissements und war sehr beunruhigt im Hinblick auf die Vergrößerungen, deren Ausmaße in seiner Vorstellung ständig zunahmen, war von Angst befallen bei dem Gedanken, eines Tages auf eine mächtige Gesellschaft zu stoßen, in deren Besitz sich Grundstücke befanden, die sie gewiss nicht hergeben würde. Gerade diese Angst hatte ihn zu dem Entschluss gebracht, so bald wie möglich eine Verbindung zwischen sich und dem Baron herzustellen, die liebenswürdige Verbindung durch eine Frau, die sich zwischen Männern von galanter Natur so eng gestaltet. Zweifelsohne hätte er den Finanzmann in dessen Arbeitszimmer aufsuchen können, um mit ihm in aller Ruhe von dem schwerwiegenden Geschäft zu sprechen, das er ihm vorschlagen wollte. Aber bei Henriette fühlte er sich stärker, er wusste, wie sehr der gemeinsame Besitz einer Geliebten Männer einander näher bringt und sie zugänglich macht. Dass beide bei ihr zu Hause waren, in ihrem geliebten Duft, sie, die bereit war, sie durch ein Lächeln zu überzeugen, in der Nähe hatten, schien ihm einen sicheren Erfolg zu verbürgen.

»Haben Sie nicht das ehemalige Hôtel Duvillard gekauft, jenes alte Gebäude, das an meines stößt?« fragte er schließlich unvermittelt.

Baron Hartmann zögerte einen Augenblick, dann verneinte er. – Mouret aber sah ihm ins Gesicht und lachte; von da an spielte er die Rolle eines gutmütigen Jungen, der sein Herz auf der Hand trägt und in Geschäften rundheraus ist.

»Nun, Baron, da ich die unverhoffte Ehre habe, Ihnen zu begegnen, muss ich Ihnen schon beichten ... Oh, ich frage Sie nicht nach Ihren Geheimnissen. Ich will Ihnen nur die meinen anvertrauen, wobei ich überzeugt bin, dass ich sie in keine geschickteren Hände legen könnte ... Zudem bedarf ich Ihres Rates, ich habe lange nicht gewagt, Sie aufzusuchen.«

Er legte in der Tat eine förmliche Beichte ab, er erzählte von seinen Anfängen, er verschwieg nicht einmal die finanzielle Krise, die er mitten in seinem Siegeszug durchmachte. Alles ließ er aufmarschieren, die allmählichen Vergrößerungen, die ständig wieder ins Geschäft gesteckten Gewinne, die von seinen Angestellten eingeschossenen Beträge und wie die Firma bei jeder neuen Verkaufsausstellung, bei der das gesamte Kapital gewissermaßen auf eine Karte gesetzt wurde, ihre Existenz gefährdete. Dennoch bitte er nicht um Geld, denn er habe einen fanatischen Glauben an seine Kundschaft. Sein Ehrgeiz sei auf Höheres gerichtet, er schlage dem Baron eine Assoziierung vor, in die der Crédit Immobilier den riesigen Palast einbringen solle, der ihm vorschwebte, während er als seinen Anteil seine geistigen Fähigkeiten und das bereits bestehende Geschäft dazugeben werde. Man würde die Einlagen schätzungsweise beziffern, nichts schein ihm leichter zu verwirklichen.

»Was wollen Sie mit Ihren Grundstücken und Ihren Häusern anfangen?« fragte er eindringlich. »Sie haben zweifellos einen Plan. Aber ganz gewiss ist Ihr Plan nicht so gut wie meiner ... Überlegen Sie sich das mal. Wir errichten auf den Grundstücken eine Verkaufshalle, wir reißen die Häuser ab oder bauen sie entsprechend um und machen das gr  ste Warenhaus von Paris auf, einen Basar, der Millionen einbringen wird.« Und er ließ sich aus dem tiefsten Innern den Ausruf entfahren: »Oh, wenn ich ohne Sie fertig werden könnte! Aber Sie haben jetzt alles in der Hand. Und außerdem würde ich niemals die notwendigen Mittel haben ...

Nun, wir müssen zu einem Einvernehmen kommen, sonst wäre es jammerschade.«

»Wie Sie sich ins Zeug legen, bester Monsieur Mouret«, begnügte sich Baron Hartmann zu erwidern. »Was für eine Phantasie!«

Er schüttelte den Kopf, lächelte noch immer, war aber entschlossen, Vertrauen nicht mit Vertrauen zu erwidern. Der Crédit Immobilier beabsichtigte, an der Rue du Dix-Décembre ein Konkurrenzunternehmen zum Grand-Hôtel zu schaffen, ein luxuriöses Etablissement, dessen zentrale Lage die Fremden anziehen würde. Übrigens hätte der Baron, da das Hotel nur die Randgrundstücke einnehmen sollte, trotzdem den Gedanken Mourets aufgreifen und mit ihm über den restlichen Teil des Häuserblocks verhandeln können, der eine noch immer sehr ausgedehnte Fläche bedeckte. Aber er hatte bereits zwei von Henriettes Freunden Geld zur Verfügung gestellt und war des Aufwands, den willfährigen Gönner zu spielen, ein wenig müde. Zudem setzte ihn, ungeachtet seiner leidenschaftlichen Unternehmungslust, die ihn dazu trieb, seinen Geldbeutel allen intelligenten und kühnen jungen Leuten zu öffnen, Mourets kaufmännische Genialität mehr in Erstaunen, als dass sie ihn verlockte. War dieses gigantische Warenhaus nicht eine phantastische und gewagte Sache? Würde man sich nicht der Gefahr einer sicheren Katastrophe aussetzen, wenn man den Modewarenhandel so über alles Maß hinaus vergrößern wollte? Kurz, er glaubte nicht daran, er lehnte ab.

»Zweifellos hat der Gedanke etwas Bestechendes«, sagte er. »Nur ist er der eines Dichters ... Wo wollen Sie Kundschaft genug hernehmen, um eine solche Kathedrale zu füllen?«

Wie verblüfft von dieser Ablehnung, sah Mouret ihn einen Augenblick lang schweigend an. War so etwas möglich? Bei einem Mann mit solcher Spürnase, der das Geld in den verborgensten Tiefen witterte! Und plötzlich machte er eine äußerst beredte Geste, er zeigte auf die Damen im Salon und rief: »Die Kundschaft, aber da sitzt sie ja!«

Die Sonne verblasste, das rotgoldene Geflimmer war nur noch ein blonder Schein, der Abschied nehmend auf der Seide der Wandbespannung und den blanken Flächen der Möbel verlosch. Jetzt beim Nahen der Dämmerung ertränkte eine intime Stimmung mit sanfter Wärme den großen Raum. Während Monsieur de Boves und Paul de Vallagnosc plaudernd an einem der Fenster standen und den Blick über den Garten schweifen ließen, waren die Damen wieder näher zusammengerückt und bildeten dort in der Mitte einen engen Kreis von Rücken, aus dem Gelächter, geflüsterte Worte, eifrige Fragen und Antworten aufklangen, die ganze Leidenschaft der Frau fürs Geldausgeben und für Putz. Sie sprachen von Toiletten, Madame de Boves beschrieb ein Ballkleid.

»Vor allem ein durchsichtiger Überwurf aus malvenfarbener Seide und darauf dann dreißig Zentimeter breite Volants aus alten Pointes d'Alençon ...«

»Oh, ist denn so was möglich!« fiel ihr Madame Marty ins Wort. »Es gibt tatsächlich glückliche Frauen!«

Baron Hartmann, der Mourets Geste gefolgt war, betrachtete die Damen durch die weit offene Tür. Und er hörte ihnen mit einem Ohr zu, während der junge Mann, glühend vor Verlangen, jenen zu überzeugen, immer mitteilbarer wurde und ihm den Mechanismus des neuzeitlichen Modewarenhandels auseinandersetzte. – Der Handel basiere jetzt auf der ununterbrochenen und raschen Umsetzung des Kapitals, wobei es darum gehe, dieses sooft wie möglich innerhalb eines Jahres in Waren zu verwandeln. So sei in diesem Jahr sein Kapital, das nur fünfhunderttausend Francs betrage, viermal durchgelaufen, und auf diese Weise habe er damit für zwei Millionen Geschäfte machen können. Ein jämmerlicher Erfolg übrigens, den man verzehnfachen würde, denn er sei sicher, es dahin zu bringen, dass sich das Kapital später in einigen Abteilungen fünfzehn- bis zwanzigmal umsetzen werde.

»Sehen Sie, Baron, das ist der ganze Mechanismus. Es ist höchst einfach, aber man musste es erst herausfinden. Wir bedürfen keines großen Betriebskapitals. Wir müssen uns lediglich bemühen, uns sehr schnell der eingekauften Waren zu entledigen, um sie durch andere zu ersetzen, was ebenso oft die Verzinsung des Kapitals mit sich bringt. Auf die Art können wir uns mit einem kleinen Gewinn begnügen. Da unsere Allgemeynkosten den ungeheuer hohen Satz von sechzehn Prozent erreichen und wir bei den Artikeln kaum zwanzig Prozent Gewinn einrechnen, ergibt das einen Reingewinn von höchstens vier Prozent; nur werden daraus schließlich doch Millionen, wenn man mit erheblichen Warenmengen arbeitet, die unaufhörlich erneuert werden ... Sie verstehen, nicht wahr? Es gibt nichts Einleuchtenderes.«

Der Baron schüttelte abermals den Kopf. Er, der für die kühnsten Pläne zugänglich gewesen war und dessen Wage-
mut zur Zeit der ersten Versuche mit der Gasbeleuchtung man noch jetzt rühmend erwähnte, blieb bedenklich und starrköpfig.

»Ich verstehe schon«, erwiderte er. »Sie verkaufen billig, um viel zu verkaufen, und verkaufen viel, um billig zu verkaufen ... Nur muss man eben verkaufen, und ich komme auf meine Frage zurück: An wen werden Sie verkaufen? Wie hoffen Sie, auf die Dauer einen so kolossalen Absatz zu erzielen?«

Eine laute Stimme, die plötzlich aus dem Salon herüberschallte, ließ Mouret zu keiner Erklärung kommen. Es war Madame Guibal, die die Volants aus alten Points d'Alençon lieber nur als lose Vorderbahn gesehen hätte.

»Aber, meine Liebe«, sagte Madame de Boves, »auch die Vorderbahn war ganz damit besetzt. Noch nie habe ich etwas Kostbareres gesehen.«

»Halt! Da bringen Sie mich auf eine Idee«, fing Madame Desforges an. »Ich besitze bereits einige Meter Alençon ...

Ich muss mir noch welche für eine vollständige Garnierung zu verschaffen suchen.«

Und die Stimmen wurden leiser, waren nur noch ein Gemurmel. Man hörte Zahlen nennen, eine wahre Feilscherei peitschte die Begierden auf, die Damen kauften Spitzen mit beiden Händen.

»Oh«, sagte Mouret schließlich, als er wieder zu Wort kommen konnte, »man verkauft, was man will, wenn man sich aufs Verkaufen versteht. Darin ist unser Sieg begründet!« Dann schilderte er mit seinem provenzalischen Schwung in glühenden, höchst anschaulichen Sätzen, wie es im modernen Handel zugehe. Da war vor allem die durch die Masse verstärkte Macht. Alle Waren, an einem Punkt angehäuft, brachten sich gegenseitig zur Geltung und waren einander förderlich; nie gab es einen Stillstand, immer waren Saisonartikel da; und von Abteilung zu Abteilung sah sich die Kundschaft gefesselt, kaufte hier den Stoff, ein Stückchen weiter das Garn, anderswo den Mantel, stattete sich aus, traf dann plötzlich auf Unvorhergesehenes, gab dem Bedürfnis nach dem Überflüssigen und dem Reizvollen nach. Dann pries er die nichtchiffrierte Auszeichnung. Die große Umwälzung im Modewarenhandel sei von diesem glücklichen Einfall ausgegangen. Wenn der alte Handel, der Kleinhandel, in den letzten Zügen liege, so deshalb, weil der den Kampf mit den niedrigen Preisen, der durch die offene Auszeichnung entfesselt worden sei, nicht aushalten könne. Jetzt gehe der Wettbewerb in aller Öffentlichkeit vor sich, ein Spaziergang zu den Schaufenstern bestimme die Preise, jedes große Geschäft senke sie, begnüge sich mit einem so geringen Gewinn wie nur eben möglich; keinerlei Betrug gebe es mehr, keinen lange und sorgfältig geplanten einmaligen Glückstreffer durch einen zum Doppelten seines Wertes verkauften Stoff, sondern laufende Maßnahmen; bei allen Artikeln werde ein bestimmter, sich gleichbleibender Prozentsatz eingerechnet, das Vermögen für das gute Funk-

tionieren eines Absatzes eingesetzt, der um so größer sei, als er sich vor aller Augen vollziehe. Sei damit nicht etwas Erstaunliches geschaffen? Das kremple den ganzen Markt um, es verwandle Paris, denn es entspreche dem, was der Frau in Fleisch und Blut liege. »Ich habe die Frau in der Gewalt, alles andere kümmert mich nicht«, sagte er in einem brutalen Eingeständnis, das die Leidenschaft ihm entriss.

Bei diesem Ausruf schien Baron Hartmann schwankend zu werden. Aus seinem Lächeln schwand die leise Beimischung von Ironie; von einer beginnenden Zuneigung erfasst, sah er den jungen Mann an, dessen Zuversichtlichkeit ihn allmählich für ihn einnahm.

»Pst!« murmelte er väterlich. »Man wird Sie hören.«

Aber die Damen sprachen jetzt alle zugleich und so aufgereggt, dass sie sogar einander nicht mehr verstanden. Madame de Boves beendete gerade die Beschreibung des Abendkleides: eine Tunika aus malvenfarbener Seide, in Falten gelegt und durch Spitzenschleifen gerafft, die Corsage sehr tief ausgeschnitten, und auf den Achseln abermals Spitzenschleifen.

»Sie werden sehen«, sagte sie, »ich lasse mir eine ähnliche Corsage machen aus einem Atlas ...«

»Ich, fiel ihr Madame Bourdelais ins Wort, »wollte eine aus Samt haben. Oh, ein billiger Gelegenheitskauf!«

Madame Marty fragte: »Was kostet denn die Seide?«

Dann redeten wieder alle auf einmal. Madame Guibal, Henriette, Blanche maßen, schnitten zu, trieben Vergeudung. Stoffe verfielen der Verwüstung, Warenlager der Plünderung, es herrschte eine Gier nach Luxus, die sich im Besprechen neidvoll betrachteter und ersehnter Toiletten erging, ein solches Glück, sich mit Putz zu befassen, dass sie darin versunken lebten wie in der lauen Luft, die sie zum Dasein brauchten.

Mouret hatte inzwischen einen Blick in den Salon geworfen. Und mit einigen Worten, die er Baron Hartmann ins Ohr flüsterte, als mache er ihm eines jener vertraulichen Liebesgeständnisse, wie sie zuweilen zwischen Männern vorkommen,

beendete er seine Erklärung des großartigen neuzeitlichen Geschäftsbetriebes. Nun wurde plötzlich hoch über den bereits mitgeteilten Tatsachen, auf dem Gipfel, die Ausbeutung der Frau sichtbar. Alles lief darauf hinaus, das fortwährend erneuerte Kapital, das System der Warenanhäufung, die Verlockung durch die niedrigen Preise, die beruhigende Auszeichnung in nichtchiffrierten Zahlen. Die Frau war es, die sich die Firmen durch die Konkurrenz einander streitig machten, die Frau, der sie durch die billigen Gelegenheitskäufe ständig Fallen stellten, nachdem sie ihr durch die Auslagen den Kopf verdreht hatten. Sie hatten in ihren Sinnen neue Gelüste erweckt, stellten eine ungeheure Versuchung dar, der sie unvermeidlich erlag, indem sie sich zunächst zu Einkäufen einer sparsamen Hausfrau verleiten ließ, dann von der Gefallsucht bestochen und schließlich verschlungen wurde. Dadurch, dass man den Absatz verzehnfachte, den Luxus in die Massen trug, wurden die Modewarenhandlungen zu einem furchtbaren Agenten des Aufwands, richteten die Haushalte zugrunde, arbeiteten mit der jähen Wirkung der Modetorheiten, die immer kostspieliger wurden. Und wenn bei ihnen die Frau Königin war, wenn sie heuchlerisch umschmeichelt wurde, man ihre Schwächen beschönigte und sie mit Zuvorkommenheit umgab, so herrschte sie dort als verliebte Königin, deren Untertanen Handel treiben und die jede ihrer Launen mit einem Tropfen ihres Blutes bezahlt. So ließ Mouret sogar unter seiner lebenswürdigen Galanterie die Brutalität eines Krämers zum Vorschein kommen, der die Frau pfundweise verkauft. Er errichtete ihr einen Tempel, ließ ihr von einer Legion Kommis Weihrauch streuen, schuf den Ritus eines neuen Kults. Er dachte nur an sie, war unablässig bemüht, stärkere Verführungskünste zu ersinnen; und hinter ihrem Rücken war er, wenn er ihr die Taschen geleert und die Nerven zerrüttet hatte, von der heimlichen Verachtung erfüllt, die ein Mann empfindet, dessen Geliebte soeben die Dummheit begangen hat, sich ihm hinzugeben.

»Bemächtigen Sie sich also der Frauen«, sagte er sehr leise, mit einem dreisten Lachen zu dem Baron, »und Sie können die ganze Welt verkaufen!«

Jetzt verstand der Baron. Ein paar Sätze hatten genügt, alles übrige erriet er, und eine so galante Art der Ausbeutung hatte etwas Aufregendes für ihn, rührte in ihm seine Vergangenheit als Lebemann auf. Er zwinkerte verständnisvoll, er bewunderte schließlich den Erfinder dieses Mechanismus zum Verschlingen der Frauen. Das war wirklich scharfsinnig! Er tat den gleichen Ausspruch wie Bourdoncle, einen Ausspruch, den ihm seine alte Erfahrung eingab.

»Sie wissen wohl, dass sie sich schadlos halten werden.« Aber Mouret zuckte mit einer Bewegung vernichtender Geringschätzung die Achseln. Alle gehörten sie ihm, seien sein Eigentum, und er gehöre keiner. Wenn er sein Vermögen und sein Vergnügen aus ihnen gezogen habe, werde er sie haufenweise auf die Straße werfen für diejenigen, die noch ihr Auskommen an ihnen finden könnten. Es war die durchdachte Geringschätzung eines Südländers und Spekulanten. »Nun denn, werter Herr Baron«, fragte er abschließend, »wollen Sie sich mit mir zusammentun? Scheint Ihnen die Sache mit den Grundstücken möglich?«

Der Baron, schon halb gewonnen, zögerte dennoch, sich so zu engagieren. Wenn auch Mourets Zauber allmählich immer stärker auf ihn wirkte, so trug er doch noch Bedenken. Gerade wollte er eine ausweichende Antwort geben, als ihm ein dringender Ruf der Damen diese Unannehmlichkeit ersparte. Von Gekicher begleitet, ertönte es immer wieder: »Monsieur Mouret! Monsieur Mouret!«

Und als dieser, ärgerlich darüber, dass man ihn störte, so tat, als höre er nicht, kam Madame de Boves, die einen Augenblick zuvor aufgestanden war, bis an die Tür des kleinen Salons. »Man verlangt nach Ihnen, Monsieur Mouret... Es ist gar nicht galant von Ihnen, sich in einen Winkel zu vergraben, um von Geschäften zu reden.«

Da entschloss er sich, und zwar mit einer so offensichtlichen Bereitwilligkeit, einer so entzückten Miene, dass sich der Baron aufs höchste verwunderte. Beide erhoben sich, gingen in den großen Salon hinüber.

»Aber ich stehe Ihnen ja zur Verfügung, meine Damen«, sagte er beim Hereinkommen, ein Lächeln auf den Lippen. Lärmendes Triumphgeschrei empfing ihn. Er musste näher herzutreten, die Damen machten ihm in ihrer Mitte Platz. Soeben war die Sonne hinter den Bäumen des Gartens untergegangen, der Tag neigte sich, ein feiner Schatten ertränkte nach und nach den weiten Raum. Es war die empfindsame Stunde der Abenddämmerung, jener Augenblick verschwiegener Wollust in den Pariser Wohnungen, wenn die Helligkeit, die von der Straße hereindringt, abnimmt und die Lampen erst in der Bedientenstube angezündet werden. Monsieur de Bovés und Vallagnosc, die noch immer am Fenster standen, warfen eine breite Schattenbahn auf den Teppich; Monsieur Marty hingegen, der vor einigen Minuten unauffällig eingetreten war, hielt seine dürftige Erscheinung, einen zu engen, aber sauberen Gehrock, ein von der Lehrtätigkeit bleich gewordenes und durch die Toilettengespräche der Damen völlig verstörtes Gesicht regungslos dem letzten Lichtstrahl hin, der durch das andere Fenster hereinfiel.

»Beginnt die Verkaufsausstellung wirklich nächsten Montag?« fragte gerade Madame Marty.

»Aber gewiss doch, gnädige Frau«, erwiderte Mouret mit flötender Stimme, einer Schauspielerstimme, deren er sich stets bediente, wenn er mit Frauen sprach.

Nun mischte sich Henriette ein.

»Sie wissen, wir alle werden hingehen... Es heißt, Sie bereiten wahre Wunder vor.«

»Oh, Wunder!« murmelte er mit geckenhafter Bescheidenheit. »Ich bin nur bestrebt, mich Ihres Beifalls würdig zu erweisen.«

Doch sie bestürmten ihn mit Fragen. Madame Bourdelais, Madame Guibal, sogar Blanche wollten Näheres erfahren. »Teilen Sie uns doch Einzelheiten mit«, wiederholte Madame de Boves beharrlich. »Sie spannen uns ja auf die Folter.« Und sie umringten ihn, als Henriette bemerkte, dass er nicht einmal eine Tasse Tee getrunken hatte. Da waren alle untröstlich; vier von ihnen begannen zu bedienen, aber unter der Bedingung, dass er nachher antworten werde. Henriette schenkte ein, Madame Marty hielt die Tasse, während sich Madame de Boves und Madame Bourdelais um die Ehre stritten, ihn mit Zucker zu versorgen. Nachdem er sich geweigert hatte, sich hinzusetzen, und zwischen ihnen stehend anfang, langsam seinen Tee zu trinken, rückten alle näher heran, hielten ihn im engen Kreis ihrer Röcke gefangen. Den Kopf erhoben, lächelten sie ihn mit leuchtenden Blicken an. »Was ist mit Ihrer Seide, Ihrem Paris-Paradies, über das alle Zeitungen schreiben?« fing Madame Marty ungeduldig wieder an.

»Oh«, erwiderte er, »das ist ein ganz außerordentlicher Artikel, eine schmiegsame, dabei dauerhafte Gros-grain-Faille... Sie werden ja sehen, meine Damen. Und Sie werden sie nur bei uns finden, denn wir haben das ausschließliche Eigentumsrecht daran erworben.«

»In der Tat, eine schöne Seide zu fünf Francs sechzig!« sagte Madame Bourdelais begeistert. »Es ist kaum zu glauben.« Diese Seide nahm, seit die Reklame dafür eingesetzt hatte, einen beträchtlichen Platz im täglichen Leben der Damen ein. Sie unterhielten sich darüber, sie warteten darauf, von Verlangen und Zweifel gequält. Und unter der geschwätzigen Neugier, die sie über den jungen Herrn ergossen, kam das besondere Käufertemperament einer jeden zum Vorschein: Madame Marty kaufte, von ihrer Sucht nach Aufwand fortgerissen, wahllos alles im »Paradies der Damen«, was sie zufällig in den Auslagen sah; Madame Guibal wanderte stundenlang dort umher, ohne jemals einen Einkauf zu tätigen,

glücklich und zufrieden mit der Augenweide; Madame de Boves, die knapp bei Kasse und immer von allzu großen Wünschen geplagt war, zürnte den Waren, die sie nicht mitnehmen konnte; Madame Bourdelais ging mit dem Spürsinn einer klugen und praktischen Bürgersfrau ohne Umschweife auf alle wohlfeilen Gelegenheiten los und machte sich die großen Warenhäuser mit einer solchen Geschicklichkeit einer guten, von jeder Erregung freien Hausfrau zunutze, dass es ihr große Ersparnisse eintrug; die sehr elegante Henriette endlich kaufte dort nur bestimmte Artikel, ihre Handschuhe, Wirkwaren, alle gröbere Wäsche.

»Wir haben auch noch andere durch Billigkeit und Kostbarkeit überraschende Stoffe«, fuhr Mouret in seinem singenden Tonfall fort. »So empfehle ich Ihnen unsere Goldhaut, einen Taft von unvergleichlichem Glanz ... Unter den Phantasiesiden gibt es ganz reizende Muster, Dessins, die unser Einkäufer unter Tausenden ausgewählt hat; und was Samt anbetrifft, werden Sie die reichhaltigste Kollektion von Farbtönen finden ... Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass man dieses Jahr viel Tuch tragen wird, Sie werden unsere Matelassés sehen, unsere Cheviots ...«

Sie unterbrachen ihn nicht mehr, sie schlossen ihren Kreis noch enger; den Mund in einem vagen Lächeln ein wenig geöffnet, saßen sie mit vorgestrecktem, angespanntem Gesicht da, als stürzten sie mit ihrem ganzen Sein auf den Versucher zu. Ihre Augen wurden glanzlos, ein leichter Schauer lief ihnen über den Nacken. Er aber bewahrte inmitten der verwirrenden Gerüche, die aus ihren Haaren aufstiegen, die Gelassenheit eines Eroberers. Er fuhr fort, zwischen jedem Satz ein Schlückchen Tee zu trinken, dessen Duft jene schärferen Gerüche, die eine leichte Beimischung von der Ausdünstung wilder Tiere hatten, milderte. Angesichts einer Verführungskunst, die sich so in der Gewalt hatte und stark genug war, derart ihr Spiel mit der Frau zu treiben, ohne sich von dem Berauschten, das ihr entströmte, einfangen

zu lassen, fühlte Baron Hartmann, der Mouret nicht aus den Augen ließ, seine Bewunderung wachsen.

»Man wird also Tuch tragen?« fragte Madame Marty, deren blatternarbiges Gesicht von gefallsüchtiger Erregung verschönt wurde. »Das muss ich mir ansehen.«

Madame Bourdelais, die ihren klaren Blick behalten hatte, sagte ihrerseits: »Nicht wahr, der Resteverkauf bei Ihnen ist am Donnerstag... Da werde ich also warten, ich muss meine ganze kleine Gesellschaft einkleiden.« Und ihren feinen blonden Kopf der Frau des Hauses zuwendend, fügte sie hinzu: »Du lässt dich wohl noch immer von der Sauveur anziehen?« »Mein Gott, ja«, antwortete Henriette. »Die Sauveur ist sehr teuer, aber in ganz Paris versteht nur sie sich darauf, eine Corsage zu machen... Und außerdem hat sie – Monsieur Mouret mag sagen, was er will – die hübschesten Dessins, Dessins, die man nirgends sonst sieht. Ich kann es nicht leiden, mein Kleid bei allen Frauen wiederzufinden.«

Mouret lächelte zunächst diskret. Dann ließ er durchblicken, Madame Sauveur kaufe ihre Stoffe bei ihm; gewiss, einige Dessins, an denen sie sich das Alleinrecht sichere, beziehe sie unmittelbar von den Fabrikanten; aber für die schwarzen Seidenstoffe zum Beispiel passe sie die billigen Gelegenheiten im »Paradies der Damen« ab, lege sich beträchtliche Vorräte zu, die sie zum doppelten und dreifachen Preis absetze.

»Daher bin ich ganz davon überzeugt, dass welche von ihren Leuten unser Paris-Paradies bei uns holen werden. Weshalb sollte sie auch für diese Seide an die Fabrik mehr bezahlen als bei uns? – Mein Ehrenwort, wir geben sie mit Verlust her!« Das war der letzte Schlag, den er gegen die Damen führte. Der Gedanke, mit Verlust verkaufte Waren zu bekommen, stachelte in ihnen die Gier der Frau auf, deren Genuss am Einkaufen sich verdoppelt, wenn sie den Kaufmann zu berauben glaubt. Er wusste, dass sie nicht imstande waren, einer billigen Kaufmöglichkeit zu widerstehen.

»Aber wir verkaufen alles zu Spottpreisen!« rief er heiter und griff dabei nach Madame Desforges' Fächer, der auf dem runden Tischchen hinten ihm liegengelassen war. »Nehmen wir diesen Fächer ... Was, sagten Sie, hat er gekostet?«
»Die Chantillyspitze fünfundzwanzig Francs und das Gestell zweihundert«, sagte Henriette.

»Je nun, die Chantillyspitze ist nicht teuer. Allerdings haben wir die gleiche für achtzehn Francs... Was das Gestell anlangt, liebe gnädige Frau, hat man Sie abscheulich übervorteilt. Ich würde es nicht wagen, das gleiche für mehr als neunzig Francs zu verkaufen.«

»Das hab ich ja gesagt!« rief Madame Bourdelais.

»Neunzig Francs!« murmelte Madame de Boves. »Man muss wirklich ohne einen Sou dastehen, um sich das entgehen zu lassen.« Sie hatte den Fächer wieder in die Hand genommen, betrachtete ihn von neuem eingehend mit ihrer Tochter Blanche; und in ihr breites, regelmäßiges Gesicht, in die großen stillen Augen stieg das verhaltene und hoffnungslose Verlangen nach dem Extravaganten, das sie nicht befriedigen können würde.

Dann ging der Fächer zum zweitenmal, von Bemerkungen und Ausrufen begleitet, bei den Damen reihum. Monsieur de Boves und Vallagnosc waren inzwischen vom Fenster weggetreten. Während ersterer sich wieder hinter Madame Guibal stellte und in seiner korrekten und überlegenen Haltung ihre Corsage mit dem Blick zu durchdringen suchte, neigte sich der junge Mann, bemüht, ein liebenswürdiges Wort zu finden, zu Blanche herab.

»Dieses weiße Gestell mit der schwarzen Spitze wirkt ein wenig traurig, nicht wahr, gnädiges Fräulein?«

»Oh«, erwiderte sie völlig ernst, ohne dass ein Erröten ihr aufgedunsenes Gesicht färbte, »ich habe einen aus Perlmutter und weißen Federn gesehen. Etwas geradezu Jungfräuliches!«

Monsieur de Boves, der zweifellos den schmerzlichen Blick aufgefangen hatte, den seine Frau dem Fächer nachsandte,

wollte endlich auch seine Ansicht zum Gespräch beitragen.

»Diese Dingerchen zerbrechen immer gleich.«

»Reden Sie mir nicht davon!« erklärte Madame Guibal, die mit der Schmolliene einer schönen Rothaarigen die Gleichgültige spielte. »Ich hab es satt, meine immer wieder zusammenleimen zu lassen.«

Seit einem Weilchen drehte Madame Marty, die diese Unterhaltung sehr erregte, fieberhaft ihren roten Lederbeutel auf ihrem Schoß hin und her. Sie hatte ihre Einkäufe noch nicht zeigen können und brannte aus einer Art sinnlichen Zwangs darauf, sie vorzuführen. Und plötzlich vergaß sie ihren Mann, sie öffnete den Beutel, holte etliche Meter einer schmalen, auf ein Stück Pappe gewickelten Spitze hervor. »Das ist die Valenciennesspitze für meine Tochter«, sagte sie. »Sie ist drei Zentimeter breit, und sie ist entzückend, nicht wahr? – Ein Franc neunzig!«

Die Spitze ging von Hand zu Hand. Die Damen schrien auf vor Staunen. Mouret versicherte, dass er diese kleinen Besätze zum Fabrikpreis verkaufe. Madame Marty jedoch hatte ihren Beutel wieder geschlossen, als wolle sie darin Dinge verbergen, die man nicht zeigen mag. Angesichts ihres Erfolges mit der Valenciennesspitze vermochte sie indessen nicht dem Verlangen zu widerstehen, noch ein Taschentuch hervorzuziehen.

»Dieses Taschentuch gab es dort auch ... Brüsseler Applikation, meine Teure ... Oh, das war ein glücklicher Fund! Zwanzig Francs!«

Und von nun an wurde der Beutel unerschöpflich. Bei jedem Gegenstand, den sie herausholte, errödete sie vor Vergnügen, die Schamhaftigkeit einer Frau, die sich entkleidet, machte sie reizvoll und verlegen. Da war eine Krawatte aus spanischen Blondem* für dreißig Francs. Sie hatte sie nicht gewollt, aber der Kommiss hatte ihr geschworen, dies sei die letzte und der Preis werde heraufgesetzt. Dann kam ein Schleier aus Chantillyspitzen zum Vorschein, ein bisschen

teuer, fünfzig Francs: falls sie ihn nicht selber trüge, würde sie etwas für ihre Tochter daraus machen.

»Mein Gott, Spitzen sind etwas so Hübsches«, sagte sie wiederholt mit ihrem nervösen Lachen. »Wenn ich einmal dort bin, würde ich am liebsten den ganzen Laden leer kaufen.« – »Und dies?« fragte Madame de Bovés sie, ein Stück Gipüre betrachtend. – »Das«, erwiderte sie, »ist ein Einsatz... Es sind sechsundzwanzig Meter, den Meter ein Franc, müssen Sie wissen!« – »Ja aber«, sagte Madame Bourdelais erstaunt, »was wollen Sie denn daraus machen?«

»Das weiß ich wahrhaftig nicht... Aber es war ein so drolliges Muster!« In diesem Augenblick sah sie auf und bemerkte sich gegenüber ihrem entsetzten Gatten.

Er war noch bleicher geworden, in seiner ganzen Erscheinung drückte sich die resignierte Angst eines armen Mannes aus, der zusieht, wie sein so sauer erworbenes Gehalt dahinschmilzt. Jedes neue Stück Spitze war für ihn ein schweres Missgeschick, verprasst waren bittere Tage der Lehrtätigkeit, verschleudert die Gänge im Straßenschmutz zur Privatstundenerteilung, die unaufhörlichen Mühen seines Lebens hatten zu nichts anderem geführt als zu versteckter Not, zur Hölle einer bettelarmen Familie. Angesichts der zunehmenden Verstörtheit seines Blicks wollte sie das Taschentuch, den Schleier, die Krawatte wieder an sich nehmen, und sie fuhr mit fiebrigen Händen hin und her, sagte mehrmals mit verlegenem Lachen: »Sie werden es noch dahin bringen, dass mich mein Mann ausschilt... Ich versichere dir, mein Freund, dass ich noch sehr vernünftig war, denn es gab dort einen großen Schal für fünfhundert Francs, oh, wundervoll war der!«

»Weshalb haben Sie ihn nicht gekauft?« fragte Madame Guibal. »Monsieur Marty ist der Galanteste aller Männer.« Der Oberlehrer musste sich verbeugen und versichern, dass seine Frau tun könne, was sie wolle. Aber bei dem Gedanken an die Gefahr mit diesem Schal war es ihm eiskalt über

den Rücken gelaufen; und da Mouret gerade behauptete, dass die neuen großen Geschäfte das Wohlergehen der Familien des mittleren Bürgerstandes erhöhten, warf er ihm einen furchtbaren Blick zu, den Hassblick eines Furchtsamen, der es nicht wagt, jemanden zu erwürgen.

Übrigens hatten die Damen noch immer nicht die Spitzen hergegeben. Sie berauschten sich daran. Die Stücke wurden abgewickelt, wanderten immer wieder von der einen zur anderen, brachten sie einander noch näher, verknüpften sie mit leichten Fäden. Sie spürten auf ihren Knien die Liebkosung eines Gewebes von wunderbarer Zartheit, bei dem ihre schuldigen Hände sich versäumten. Und sie umringten Mouret noch enger, sie überhäuften ihn mit neuen Fragen. Da das Tageslicht immer mehr abnahm, musste er von Zeit zu Zeit den Kopf neigen, mit seinem Bart ihre Frisuren streifen, wenn er eine Spitze genau betrachten, auf ein Muster hinweisen wollte. Aber in dieser weichen Wollust der Dämmerstunde, in dem wärmer gewordenen Duft der Schultern blieb er, bei allem Entzücken, das er zur Schau trug, dennoch ihr Gebieter. Er wurde Frau, sie fühlten sich durchdrungen und beherrscht durch sein feines Gefühl für ihr verborgenes Wesen, und verführt ließen sie sich gehen; er indes, von nun an überzeugt, dass sie ihm gänzlich verfallen seien, schien, wie er sie so brutal beherrschte, der despotische König des weiblichen Putzes zu sein.

»Oh, Monsieur Mouret, Monsieur Mouret!« stammelten flüsternde und vor Wonne vergehende Stimmen im Dunkel des Salons. – Der sterbende weiße Schein des Himmels, der noch die Messingbeschläge der Möbel hatte aufleuchten lassen, verlosch. Nur die Spitzen lagen noch wie ein schneeiger Schimmer auf den dunklen Knien der Damen, deren nur noch undeutlich wahrnehmbare Schar den jungen Mann mit den angedeuteten Kniefällen frommer Frauen zu umgeben schien. Ein letzter Lichtschein leuchtete auf dem unteren Rand der Teemaschine auf, mit dem kurzen und lebhaften

Aufflackern eines Nachtlichts in einem vom Duft des Tees warm durchzogenen Alkoven. Aber plötzlich kam der Diener mit zwei Lampen herein, und der Zauber war gebrochen. Der Salon erwachte, hell und heiter. Madame Marty legte die Spitzen wieder in ihren kleinen Beutel; Madame de Boves verspeiste noch eine Baba*, indes Henriette, die sich erhoben hatte, in einer Fensternische halblaut mit dem Baron plauderte.

»Er ist reizend«, sagte der Baron.

»Nicht wahr?« entfuhr es ihr; es war der unwillkürliche Ausruf einer verliebten Frau.

Er lächelte, schaute sie mit väterlicher Nachsicht an. Es war das erste Mal, dass er sie in solchem Maße erobert spürte; und zu überlegen, um darunter zu leiden, empfand er nur Mitleid, weil er sie in den Fängen dieses so zärtlichen und dabei so völlig kalten Burschen sah. Da glaubte er, sie warnen zu sollen, er murmelte in scherzendem Ton: »Hüten Sie sich, meine Liebe, er wird euch alle verschlingen.«

Eine Eifersuchtsflamme ließ Henriettes schöne Augen aufleuchten. Sie ahnte zweifellos, dass sich Mouret einfach ihrer bedient hatte, um an den Baron heranzukommen. Und sie gelobte sich, ihn wahnsinnig nach Zärtlichkeit zu machen, ihn, dessen Liebe eines vielbeschäftigten Mannes von dem gefälligen Charme eines Liedes war, das man in alle Winde hinaussingt.

»Oh«, erwiderte sie und tat nun ebenfalls so, als scherze sie, »immer frisst am Ende das Lamm den Wolf auf.«

Sehr interessiert, ermutigte sie der Baron durch eine Kopfbewegung. Vielleicht war sie die Frau, die einmal kommen musste und die die anderen rächen würde.

Als Mouret, nachdem er Vallagnosc wiederholt hatte, dass er ihm seine Maschine in vollem Betrieb zeigen wolle, herankam, um sich zu verabschieden, hielt ihn der Baron in der Fensternische zurück, angesichts des vor Finsternis schwarzen Gartens. Er gab endlich der Verlockung nach,

der Glaube hatte sich bei ihm eingestellt, als er Mouret zwischen den Damen sah. Die beiden unterhielten sich ein Weilchen mit leiser Stimme. Dann erklärte der Bankier: »Nun gut, ich werde die Sache prüfen ... Sie ist abgeschlossen, wenn Sie Montag einen so bedeutenden Umsatz erzielen, wie Sie annehmen.«

Sie drückten einander die Hand, und Mouret zog sich mit entzückter Miene zurück; denn das Abendbrot schmeckte ihm nicht, wenn er nicht zuvor noch ins Geschäft gegangen war, um einen Blick auf die Tageseinnahme des »Paradieses der Damen« zu werfen.